

Die Nacht.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Sie nahm seinen Kopf an ihre Brust.

„Ich will dich nur lehren, an meine Liebe zu glauben“, raunte sie, und er erriet, daß sie wieder lächelte.

Daß er dieses Lächeln hätte sehen können! Daß er in ihr Strahlen des Auges hätte blicken können!

Trotzdem diese schmerzvolle Stunde in ihrem Glücksverlangen und in der Ueberzeugung auslaga, daß sie das Glück einander geben würden, hielt Conrachine sie doch in ihrem Gedächtniß. Sie hätte nach Delatich mühen, aber sie wagte diese Reise nicht.

Ihr Gefühl drängte sie gleichsam zu einem abschließenden Besuche dort, der ihr noch einmal die ganze schöne Vergangenheit lebendig machen sollte, ehe die neue, nicht minder schöne Lebensgestaltung anhebt.

Auch lagen praktische Erwägungen vor, die eine solche Reise wohl veranlassen könnten. Conrachine hatte eine kleine persönliche Habe dort: Möbel, Kleider, Wäsche, Kunstgegenstände, Sachen, von denen Niemand als gerade sie Stolz und Stolz wußte, ob es ihr oder ob es zur Dolbatscher Einrichtung gehörte.

Auch wäre es wohl artig gewesen, sich von den dortigen Nachbarn zu verabschieden. Sie fürchtete jedoch, daß in Felix neue Eifersüchteleien erwecken könnten und daß Madame mere, an ihrer Statt diese Reise zu unternehmen.

„Madame mere“ füllte sich auch durchaus dazu berufen, wie sie sich denn in neuerer Zeit sehr als eine der Fremoires aufspielen liebte — freilich nie vor Conrachine, aber bei jeder möglichen Gelegenheit vor Felix.

Er sah es selbst ein, es war lächerlich, sich von dieser infernalen Frau zeigen zu lassen. Und dennoch fühlte er sich immer gequert und abemüthigt, wenn sie davon sprach:

„Conrachine tritt ja nun aus ihrer Familie“, oder Conrachine wird ja fortan keine Beziehung mehr mit den da Fremoires unterhalten; ich denke, es wird meine Pflicht sein, als Wittwe des früheren Familienschefs, fortan mich zwischen Conrachine und den anderen da Fremoires zu teilen; sie ganz zu verlassen — dazu liebe ich sie zu sehr.“

Kurzum, sie that, als ob Conrachine gesellschaftlich einen Riesenschritt abwärts mache.

Und was das nicht in der That so? Was war er vor acht Monaten noch gewesen? Er mußte nur immer den rechten Muth haben, es sich zu gestehen: ein stilloses Commis!

So reiste denn Madame mere nach Dolbatsch und ließ das Brautpaar in Gesellschaft von Phöbe zurück, die so lange in's Schloß überfiel.

Einen besseren Dritten konnte kein Brautpaar sich wünschen. Phöbe sah ihren Aufenthalt im Schloß als eine Gelegenheit an, sich so frei zu bewegen wie möglich.

Mit ihrer Spagnatur, wie sie gesagt, litt sie, wenn sie in warmen, kleinen Zimmern eingesperrt war. Sie mußte immer draußen herumlaufen können, sie war geboren, dem Sturm und Regen, der Sonne, sowie dem Staub Trost zu bieten.

Und merkwürdiger Weise traf sie immer Adrian, was doch bei der Ausdehnung der beiden Güter, der Spärlichkeit gangbarer Wege und Adrians vieler Arbeit ein wahres Wunder war.

Aber sie verriet sich bei Tisch ganz unbefangen: der gesammelte Arbeitsplan von Collasborgern steckte ihr im Kopf, als wenn sie Adrian selbst oder sein Vater wäre.

Sie wußte im Oktober, welche Koppeln an der Reibe für die Winterbestellung waren, sie wußte, ob Sand oder Dorf gefahren, ob gedroschen, ob irrendes Räum oder Wege ausgebeßert würden.

Und da Adrian sein eigener Inspektor war und bei jeder Arbeit meist selbst mitingriff, war es schließlich kein Wunder, wenn Phöbe immer gerade vorbeilam.

Sie spielte dies auch vor niemandem als Zufall auf. Nein, sie hatte immer etwas ganz Nothwendiges zu besprechen gehabt.

Abends tridte sie für die alten Hausfrauen auf Collasborgern die Strümpfe und Fußwärmer oder nähte Zeug für dieselben, denn es war die Pflicht des Gutsherrn, für die arbeitsunfähigen Geworbenen zu sorgen.

Das Geld zu der ausgedehnten Wohlthätigkeit, die Phöbe auf Collasborgern betrieb, erbettelte sie unaenirt von Conrachine.

Felix staunte das junae Wesen immer an. So etwas von Einbeiligkeit hatte er gar nicht möglich gehalten. In Phöbes Seele gab es keinen dunklen Winkel, wo Kummer, Zübelkeiten, Zweifel lagen; in ihrem Hirn wohnte kein Gedanke, keine Phantasie, keine Wunsch, der sich verirrt hätte, nach bunten Lebensfreuden, nach Reichthum, nach Vergnügen; es gab überhaupt nur eins für sie: Adrian!

Wahrscheinlich war er, seit sie sprechen, seit sie denken konnte, immer der Hauptinhalt ihres Lebens gewesen.

seinen Tag ihres Zusammenlebens mit Adrian sein besonderes Datum aus seinem Leben vergessen.

Und dabei hatte Adrian, das wußte ja Felix, nie mit Blick oder Wort dem Mädchen verfallen, daß er es liebe. Jede Freundlichkeit, die er ihr erwies, erwies er eigentlich mit Scheiten.

Und oft wollte in Felix so etwas wie Reid aufquellen auf solche sonnenhelle, jugendliche, jugendliche Liebe.

Ja, nicht einmal das schien ein tragisches Moment, daß die beiden ihrer Armut wegen nicht zusammen kommen konnten. Sie sahen sich doch täglich. Und Phöbe besah in ihren reinen Gedanken auf eine ganz naive Art den geliebten Mann und seine Scholle, indem sie, ohne sich gerade Rechenschaft darüber abzulegen, daß ihr Thun etwas Besonderes sei, seine Sorgen mit durchlebte.

Wer doch leben und lieben könnte, ohne zu denken!

Conrachine kam ab und an auf Pläne zurück, wie man die beiden doch vereinen könne.

„Ich glaube, Phöbe überlebte es beinahe gar nicht vor Schreck und Glück, wenn sie erfährte, daß Adrian sie lieb und heirathen kann“, sagte Felix.

„Ach du“, belehrte ihn Conrachine, „von glücklichem Schrecken können wir Frauen eine Menge vertragen. Da versagen die Nerven nie.“

Die Abwesenheit von Madame mere und Phöbes Herumtreifereien, wie ihre Arbeiten, die sich Abends oft nur in ihrem Zimmer ausführen ließen, gaben den beiden viel Zeit zum Meinsein.

Und dies war ihnen immer erwünscht. Sie hatten endlos viel zu besprechen, äußerliche und innerliche Fragen.

Felix litt unter beiden und suchte doch mit nie gesättigter Lust jedem Gespräch eine Wendung zu geben, die ihn zum verwundeten Pfeil geworden war.

Man mußte zuweilen den Gang der Wirtschaft, Änderungen im Personal, die Neueinrichtung einiger Zimmer, die nahe bevorstehende Betriebsöffnung der Siegelei und dergleichen mehr besprechen.

Ausgenommen die Neu-Einrichtung der Zimmer, fing Conrachine bei jedem Thema mit der Erklärung an, daß ihr alles egal sei, daß Felix der Herr sei und alles machen müsse, wie er wolle.

Aber das Ende war immer, daß sie ganz erlaunt war, daß ein anderer Wille gelten sollte als der ihre.

Sie gingen, wenn das Wetter es erlaubte, jeden Tag lange spazieren. Conrachine liebte Bewegung und hielt sie für gesund. Aber sie ging immer nur im Park, weil die Landwege sehr schmutzig waren; Conrachine sah den Schmutz und wollte ihm weder mit den Ueberstehen noch mit aufgeschürzten Kleidern zu trogen versuchen.

Sie wollte immer gehen wie auf Krakadam. Im Park war dies noch annähernd möglich und Conrachine machte immer eine Toilette wie für die Promenade einer großen Stadt. Jeden Tag wollte sie Felix neu und reizvoll erscheinen.

An einem hellen Novembermorgen schlenderten sie zusammen durch den Park.

Die Sonne stand irgendwo hinter grauen Wolken, die den Himmel in bizarren Felsen da und dort bedeckten. Das Blau, das zwischen dem Gemüth sichtbar ward, hatte einen bläulichen, wässrigen Ton. Kleine Wippen, die vom gestrigen Regen in Wasserlöcher verfallen waren, zeigten eine leichte Eisbede. Die welken Blätter an Bäumen waren getrümmelt und an ihren Rändern mit einer kleinen, rauhen Kruste von weißem Reif versehen. Die schliefen Wippen wiegen sich leise in dem Morgenwind, von fern her drang das eintönige Geräusch einer arbeitenden Drechselschneide durch die Luft.

„Du“, sagte Felix, „stimmt das? Jasperion war vorher bei mir im Bureau und erzählte, du habest ihn an mich verwiesen. Er bittet um die Auskunft, was über ihn beschlossene sei und meint, wenn sich auf Trebbin nichts Passendes fände, hätte er um eine Empfehlung an deinen Nachfolger auf Dolbatsch, wo er dann doch immerhin in la Fremoires'chem Dienst verbleibe.“

„Natürlich stimmt das.“

„Was soll ich ihm denn sagen, wußtst du beschloffen?“ fragte er.

„Ach“, sagte sie leicht, „ich habe ihm ja gerade dir geschickt, damit du was beschließt. Ich bin ja selbst froh, daß mir einer das Bedenken und das Befehlen abnimmt. Jetzt bist du doch der Herr und hast nur anzurufen.“

„Wenn's dir echt ist, bitten stimm mir Herrn Huber de la Fremoire, Jasperion in seinen Dienst zu nehmen; eine Bitte, die er nicht abschlagen wird, da er so unerwartet in den Besitz von Dolbatsch kommt.“ schlug Felix vor.

„Nun ging rasch die Rede und Gegenrede zwischen ihnen hin und her.

„Das fände ich unbankbar, mein lieber Schatz. Jasperion hat mir doch immerhin das Leben gerettet. Wie dürfte ich einen solchen Mann der Gnade eine Besichtigung überlassen, von dem wir nicht einmal wissen,

ob er anständigen Lohn auszahlt! Mir ist es sogar, als hätte ich früher einmal von der Anwesenheit dieses Fremoires gehört.“

„Du tanntst ja Jasperion ein lebenslängliches Gehalt aussetzen, so daß ihm alles, was er sonst noch verdient, als Nebeneinkommen scheint.“

„Außerdem — Jasperion hängt wie ein Bubel an mir. Der hält es nicht aus, wenn er mich nicht mehr sieht.“

„Er kann auf deine Kosten alljährlich seinen alten Vater besuchen und dich und die Heimath sehen.“

„Ich sehe gar nicht ein, warum du ihn durchaus von hier weg haben willst. Er könnte zum Beispiel zum Fortwärtter werden und das Häuschen bewohnen, das weißt, das niedliche an der Collasborgener Grenze, hinterm Walde, es sieht so wie so leer.“

„Aber er versteht doch nichts von der Fortwärtterthätigkeit. Es ist ja auch bloß ein Streifen Wald, der bislang vom Gutshof aus unter Aufsicht gehalten ward. Das ist doch keine Bütalität für Jasperion, die fünfzig Morgen Wald zu bewachen.“

„Es ist ja auch bloß Schein, um ihn zu versorgen.“

„Aber glaube mir, mein Vorschlag ist der richtige.“

„Du hast etwas gegen Jasperion.“

„Er haßt mich. Ich fühle es. Und was ist das für eine Treue gegen dich, wenn er seine Anhänglichkeit nicht einmal auf deinen tüchtigen Gatten übertragen will.“

„Mein Gott — eine Art Eifersüchtelei! Vielleicht für sich selbst. Wer kann sich in das Seelenleben solcher Leute hineinreden! Seine fanatische Wachsamkeit hatte jedenfalls einen besonderen Charakter.“

„Eben darum wünschte ich ihn aus unserer Nähe zu entfernen.“

„Eben darum soll er in unserer Nähe bleiben. Treue ist ein selbsterwerbendes. Den findet man nicht alle Tage und nicht auf der Straße. Wer weiß, wie sie für uns noch einmal dienen wird!“

Felix schied einen Augenblick. Er hatte keine Gründe mehr aufzuspüren, er hätte nur noch auf seinen Willen pochen können. Diesen kurzen Augenblick des Befinnens benutzte Conrachine, um im Ton der Selbstverständlichkeit zu sagen:

„Also es bleibt dabei, und du bist so gut, mit Jasperion darüber zu sprechen. Er soll unter dem Vorwand, ein Fortwärtter zu sein, das Häuschen am Walde bewohnen und ein Jahresgehalt haben, das ihm gestattet, Frau und Kind zu ernähren. Er soll heirathen, das ist im allerbesten für ihn.“

„Wenn es dein Wunsch denn so ist.“

„Mein Wunsch? Ich will es so“, sprach sie mit einer Art von Erhalten. Es lag nichts, gar nichts von verlegender Absicht darin, das fühlte Felix wohl. Ihm lag auch der seltsame Vorgang unterstellt vor Augen. Conrachine war so in ihr Liebesleben verstrickt, daß sie jedes Gespräch über andere Angelegenheiten als Störung empfand; denn glaubte sie, ihr sei alles gleichgültig, es sei eine Erleichterung, wenn ein anderer Wille entscheidend; plötzlich ward dann ihr Interesse wachgerufen, und somit sich ihr Geist rührte, wollte er allein herrschen.

Aber trotzdem blieb auch in ihr nach solchen Gesprächen eine Art von Unbehagen. Es schien, als könne ihr nichtträglich das Gefühl, daß sich irgend etwas Unrichtiges, Enttäuschendes begeben habe. Sie suchte sich und Felix darüber dann hinwegzusetzen, indem sie in der Fätslichkeit desto hingebender und demüthvoller wurde.

Felix fühlte auch, daß er nicht auftratmpfen und sagen konnte: „Bin ich der Herr, soll ich es sein, dann fordere ich auch unbedingte Freiheit für mich.“

Nein, das konnte er nicht. Es war ihr Geld, ihr Grund und Boden. Sechs Jahre lang hatte sie in vollkommener Freiheit geschaltet, nach ihrem Belieben. Die Gewohnheit des Herrschens war noch mächtig in ihr.

Nur die Gewohnheit?

Er wagte kaum der Frage voll ins Gesicht zu sehen.

Denn er verzweifelte, wenn er es that. Immer wieder hörte er sie fragen, daß eine Frau nur wahrhaftig glücklich sein und dauern lieben könne, wo sie wahrhaft empotzusehen vermöge.

„Entweder sind wir dazu geboren, beherrscht zu werden“, rief sie einmal lachend, zwischen Rufen und Scherzen, „oder es ist Adamismus von der Hörgkeit der Frauen her. Tyrannisire mich, mißhandle mich — aber — hab mich lieb, lieb, lieb.“

Und er hatte sie lieb, bis zum Wahnsinn. Er betete diese Frau an, mehr und immer mehr noch, wenn seine entsetzten Augen die Klust erkannten, die zwischen ihm und dem Glauben an Glück lag.

Einmal gingen sie zu dritt durch einen vorzeitig niederverwühlten Schneefeld, der etwas Bergmühseliges hatte, wie ein Kindespiel. Die weißen Flecken fingen sich in Phöbes trauem Goldhaar, das rötlich und led unter dem schwarzen Pelzmühsigen hervorlam.

Phöbe hatte auch rothe Baden von der Kälte und pustete alle Augenblicke veranlagt in die Nosen, um sich an dem kleinen tollen Regen zu amüsieren, den die aufschlachten dann vor ihrem Munde aufstiegen.

Phöbes Lustigkeit wirkte jetzt immer peinlich auf Felix. Er sehnte beinahe den Tag herbei, wo die unsympathische alte Frau wiederkäme, um damit dieses Wesen voll Harmonie und Sonnenschein nicht um ihn herumgehe, ihn

ohnungslos täglich belehrend, wie das gesunde Glück aussehen müsse.

Die beiden Damen sprachen von dem Weihnachtsfest, das Conrachine seit ihren Mädchenjahren nicht mehr auf Trebbin verlebte, und das sich in diesem Jahr für die Leute besonders festlich gehalten sollte, weil es zugleich als Vorfeier der Hochzeit zu gelten hatte.

Felix hörte zu und bemerkte, wie Conrachine sich immer mehr in Gekelust hineinsteigerte.

„Ja, sonst habe ich also bei uns drüben für Großmama und Großpapa und Adrian, der natürlich immer zu uns kommt, einen kleinen Baum gemacht. Und dann einen in der Halle im Schloß, mit der Pettefon. Es sah ja immer 'n bisschen faßl aus, weil nur Geldgeschenke drunter lagen“, erzählte Phöbe.

„Diesmal natürlich muß es wunder schön werden“, sagte Conrachine. „Und die Leute sollen Sachen haben, teils Geld, Geld ist wie Bezahlung. Nur Sachen sind Geschenke.“

„Du könntest mit der Pettefon sprechen, die weiß gewiß für jeden etwas Passendes.“

„Ach ja“, rief Conrachine freudig, „und dann schreiben wir einen langen langen Zettel und lassen alles aus Hamburg kommen. Ich freue mich schon auf's Auspacken: Lebensmittel und Haushaltungsgeräthe — das wird ein Spaß! Felix und Adrian helfen uns beim Aufbauen.“

„Mit tausend Freuden“, sagte Felix.

„Und sehr viel Kuchen muß die Pettefon haben. Auf jedem Platz soll ein Zeller mit Feigen, Nüssen und Kuchen stehen. Das ganze soll familiär und patriarchalisch wirken — ganz im Gegensatz zu der dummen Geldbescheerung.“ sprach Conrachine immer eifriger.

„Aber weißt du, baar Geld nehmen solche Leute auch gern. Vielleicht war's dem einen und andern früher ganz recht so“, meinte Phöbe, die eine bessere Kenntniß von Land und Leuten besah als die Bestirner von Trebbin.

„Du hast recht. Sie sollen Sachen und Geld haben“, rief Conrachine entschlossen.

„Auch sind die Leute leicht verlegen.“

„Das nehmen wir ihnen. Es wird erst ein Choral gesungen, dann hältst du eine Ansprache, Felix, und dann, vertheile ich die Geschenke. Ach, und was mir noch einfällt, am ersten Feiertag sollen alle gekleidet werden, wir lassen in der Halle Tische aufschlagen.“

Felix lachte.

„Wohin werden wir noch kommen? Ich bin neuartig. Schließlich wirst du jeder Tagelöhnersfrau ein selbendes Kleid und jedem Mann 1 Kiste Henry Clay nebst einem Hundertmarkscheine bescheiden.“

„Lache mich nur aus“, sagte sie freudig. „Ich weiß doch, was ich will. Ich habe mich überhaupt immer viel zu wenig um Trebbin gekümmert. Aber nun ist es ja meine einzige Heimath, und wir werden doch fast das ganze Jahr hier wohnen. Da will ich mir einen Wirkungskreis schaffen. Weißt du was, Phöbe, ich baue eine Kleintinderschule. Wir engagiren eine frobel'sche Kindertgärtnerin. Die Frauen aus dem Dorfe sowie unsere Deputatsleute können ihre kleinen Bälge dabinne geben.“

Ihr Gesicht glühte vor Eifer.

„Das würde ich mir doch überlegen. „Liebling, ich glaube, das ist eine Stufe zu hoch für die Leute, die überdies schon den weiten Weg scheuen würden, die Kinder zu bringen und zu holen, die sie bei gutem Wetter mit aufs Feld nehmen und bei schlechtem Wetter lieber zu Haus einschließen oder einer Großmutter überlassen.“

„Man muß das Niveau heben! Und die Leute werden bald dahinter kommen, wie sauber, artig und geschickt ihre Babys werden. Wie ärgert mich das, daß ich nicht gleich vom Baumeister einen Plan zeichnen ließ. Und die Leute waren doch einmal da — das Haus hätte gleich gebaut werden können.“

„Vielleicht ist es ganz gut, daß du's dir nun noch überlegen mußt. Ich würde dir entschieden abrathen“, sprach er.

„Wieso — abrathen? Siehst du denn nicht ein, daß ich mir Aufgaben schaffen muß? Früher war mein Leben sehr mannigfaltig — bald wohnten wir auf Dolbatsch, bald waren wir auf Reifen, mal machten wir in Berlin die Saison und die Hoffense mit, mal waren wir larvae in Paris. Nun aber werde ich doch fast immer auf Trebbin sein müssen, das freut mich. Da fann ich auch einmal meine Thatkraft nützlich machen, an der Lösung der sozialen Frage mitarbeiten, möcht ich beinahe sagen. Bildung und Reinlichkeit der neuen Generation beibringen, heißt doch etwas Nützlichcs thun.“

„Gewiß“, sagte Felix, mit Freude an ihrem Eifer, den er als einen Augenblickseinsatz zu erkennen glaubte, „aber erst mußt du beobachten, in welcher Weise du hier am besten dahin wirkst. Eine Kleintinderschule auf Trebbin? Das wäre eine Thorheit.“

„Phöbe“, rief sie, um einen Augenblick zu urufen für eine solche Behauptung „eine Thorheit! Was Männer wohl davon wissen! Und selbst wenn der Versuch mißglückt, so ist er doch schon an sich eine edle Aufgabe. Und ich muß mir doch Aufgaben schaffen.“

„Das war weder im Ton der Redseligkeit noch des Streifens gesagt. Conrachine tritt nie. Ihr Ton war

immer liebevoll und lebhaft überzeugt und sicher.“

Felix streifte Phöbe mit einem Blick. Die ging nebenher und fing wieder an in den Schnee zu pusten.

Er konnte doch unmöglich in Gegenwart dieser Zeugin sagen, was er vielleicht in einer heimlichen Stunde Conrachine ins Ohr flüstern würde, daß ihre neue Ehe ihr mögliche Vorteile auch neue, natürliche Aufgaben schenken könne, die ihrer erst a gefehlt hatten!

So begnügte er sich, beinahe streng zu sagen: „Du wirst gut thun, dich erst nach ein paar Monaten zu entschließen und“, die Sache teilslich zu bedenken.“

„Mit meiner Zustimmung würde ein solches Unternehmen, das viel mehr Geld kostet, als du ahnst, nicht angefangen.“

„Sie ist bedacht. Ich werde gleich heute an den Baumeister schreiben. Wir wollen uns doch auch einige pädagogische Schriften über solche Unternehmungen kommen lassen. Heute Nachmittag wollen wir mal Pläne zeichnen“, rief Conrachine.

„Reizend nur“, faote er noch mit gutem Humor, „mein Trost ist der Winter, der das Bauen verbietet, und im Frühling verbiete ich's.“

Conrachine lachte.

„Verbieten, verbieten“, rief sie und hing sich an Felix' Arm, sah dem Geliebten strahlend ins Gesicht, als habe er einen reizenden Scherz vollführt, „mit was verbieten! Wenn ich doch irrd! Und wenn ich es doch richtig finde!“

Er mußte nun auch lächeln, obschon ihn wieder ein Angestfühl überfiel.

„Du hast eher wiederholt und feierlich erklärt, daß ein Wille gelten soll, und daß es dein Wunsch sei, beherrscht zu werden“, sprach er.

Sie fingte einen Moment.

„Aber doch nicht in solchen Dingen“, sagte sie dann schüchtern, „da sieh mein Mann mich auch frei wästen.“

Das konnte der wohl, weil sie damals aus dem Wollen wirtschaften durfte und durch eine Vergeudung gar nicht in ihrem Budget gemitt wurde, dachte er. Aber er ward sich sogleich klar, daß dieser Umstand hier ganz Nebenache war.

„Aber doch nicht in solchen Dingen“, wiederholte er bei sich, während sie durch den niederfallenden Schnee herumgingen und das Gepolauer der beiden Damen wie ein fernes, unbehagendes Geräusch an seinem Ohr vorbetrag.

Worin bethätigt sich denn sonst die Ueberlegenheit und Herrscherstellung des Mannes, wenn nicht in praktischen Fragen, wenn nicht bei Entscheidungen, die auf den Inhalt und die wohlgeordnete gesunde Form des Lebens Bezug haben?

Nach am Abend, als Conrachine und Phöbe richtig dasagen und Briefe geschrieben, die sie alle auf den wie ein Tuscheln aus einem Springschiffchen hervorgeflossenen Plan bezogen, und Pläne zeichneten und sogar schon eine uniformirte Tracht für die Höflinge dieser Anstalt sich ausdachten, sann Felix schwer nach.

Er rauchte eine Cigarette nach der andern und sah, anscheinend in stillem Behagen, neben der eifrig beschäftigten Conrachine. In der That wuchsen seine Gedanken aber von ihr hinweg und rankten sich zu den höchsten schmerzhaften Erkenntnissen empor.

Es konnte wohl sein, daß die Herrscherstellung eines Mannes sich wahrhaftig nicht in „solchen Dingen“ auszusprechen brauchte. Es mochte vielfach im Leben vorkommen, daß besondere Vermögens- oder Berufsverhältnisse der Frau eine solche Selbstständigkeit in allen praktischen Daseinsfragen bewilligten, die ihr den Beirath oder Beistand des Gatten entbehrlieh oder lörend machten.

Und dennoch konnte auch unter solchen Verhältnissen die Frau liebend zu ihrem Gatten empordringen. Denn dies „Empordringen“ schien doch ein innerliches Bedürfniß jeder Frau, wenn sogar eine Conrachine es empfunden hatte. Vielleicht hatten nicht alle die Frauen den Muth, sich oder gar dem geliebten Mann dieses Bedürfniß einzuweisen.

Wenn es also für die Herrscherstellung eines Mannes nicht immer absolut nöthig war, die Frau auch bei ihren Entscheidungen in äußerlichen Dingen zu regieren, was war dann nöthig, um ihr immer als der Stärkeren zu erscheinen?

Denn das war wohl der eigentliche Sinn des Frauenwunsches, beherrscht zu sein, in dem Mann den Stärkeren erkennen zu können!

Felix fühlte es tief und klar, dazu war nöthig, die Seele der Frau zu lenken!

Im Zusammenleben mit der Geliebten giebt es jeden Tag hundert kleine Momente, die vorüberhulsen wie eine Minute mehr vom Zeitinhalt, sichtbar schnell, unbeachtet, oberflächlich. Nur irgend ein Wort wird da gewechselt, nur irgend ein Blick, nur eine Bewegung gemacht. Und doch kann dieser Moment eines Mannes Unsicherheit, Unangewissenheit, Unreife verathen.

Wenn ein Mann auf seiner Hut zu sein und sich immer zusammen zu nehmen hat, um Sicherheit, Wissen und Reife zu zeigen, dann steht er auf einem Pothament, das ihm nicht gebührt. Dann herunter mit ihm, denn alles dies muß ihm tief innenwohnen, als ein Theil seiner Persönlichkeit. Es muß sein wie eine Urkraft, die aus dem Weien quillt, nicht wie eine sorgsam und ängstlich festgehaltene Schmitze.

Sah denn Conrachine gar nicht, daß

er noch wie ein Staumender und Laender vor den Geheimnissen des Daseins stand? Begriff sie gar nicht, daß sein elendes Leben alle Anfänge zum männlichen Muth, zur frischen Kraft in ihm verkrümmert hatte? Doch er war wie ein Eichbaum, der lange auf dürrer, heißem Sandboden sich nicht entwickeln konnte und nun in ein Treibhaus gekommen war, wo er überraschend schnell nach allen Seiten wuchs; wohl grünt und trieben hunderte junge Knospen und entfalteten sich, aber was da war, war keine rechte, ursprüngliche Eichenart mehr.

Sah sie das nicht?

Welche Laune hatte die Natur gehabt, sie zu einander zu reifen mit elementarer Liebesgewalt, in der er den Stempel des Zerfallenen trug und sie das Leuchten der Siegerin auf der Stirn?

Was konnte es ihr bringen als den Schmerz der Enttäuschung? Denn am dem Tage, wo sie ihn sah, wie er war — und er raubte sich vor seinem eigenen Richterstuhl alles, alles, auch die Eigenschaften, die er wirklich besaß — würde sie bis zur Verzweiflung leben.

(Fortsetzung folgt.)

Spaniens Lage und Zukunft.

Die Schulden Spaniens betragen 6 Milliarden. Dazu kommen die Kriegsausgaben, die von der „Citafeta“ für die Zeit vom 4. März 1895 bis 30. Juni 1898 mit 1874 Millionen angegeben werden. Seit drei Jahren nach dem Budget ein Defizit auf, das nach dem offiziellen „Correo“ am 30. Juni d. J. 70 1/2 Millionen erreichte; für das Budget des laufenden Jahres wird es auf mindestens 100 Millionen steigen. Noch schlimmer ist, daß die Ausgaben sich vermehren, während die Einnahmen sich vermindern, so daß die allgemeine Bilanz sich bereits um 173 Millionen verschlechtert hat.

Besondere Ausgaben brint noch die Liquidation des Krieges, die Rückforderung der Soldaten, die Pensionen, die Zahlung der rüdtändigen Befehlungen (auf Cuba allein 350 Millionen), die Rückzahlung der bei der Bank von Spanien genommenen Vorschüsse u. s. w. Die Ausgaben werden in Zukunft mindestens 1000 Millionen betragen, denen gegenüber mit größter Anstrengung höchstens 800 Millionen Einnahmen aufgebracht werden können. Von diesen 800 Millionen werden für Zinsen und Amortisationen 410 Millionen, also mehr wie die Hälfte verausgabt; für die sonstigen mannichfachen und gesteigerten Bedürfnisse des Staates bleibt also nur sehr wenig übrig. Dabei ist nicht einmal die cubanische Schuld gerechnet, die rund 1000 Millionen beträgt und die von Spanien übernommen werden muß; ebenso ist der Ausfall nicht gerechnet, den Spanien durch den Verlust Cubas und Porto Ricos an Einnahmen erleiden wird.

Man sieht, schreibt die genannte Zeitung, die finanzielle Lage Spaniens ist trostlos, und wenn es einerseits in ehrlicher Weise seinen Verpflichtungen nachkommen will, so wird ihm andererseits nichts übrig bleiben, als sich in finanzielle Abhängigkeit zu begeben.

Die Friedensverhandlungen hat Spanien betandlich durch Frankreich führen lassen. Frankreich, bei dessen Bürger der größte Theil der spanischen Staatspapiere untergebracht sind (man spricht von 5 Milliarden), hat naturgemäß das größte Interesse daran, daß Spaniens finanzielle Leistungsfähigkeit nicht zu sehr geschädigt wird; sein Vorschlag hat sich darum um die Herstellung des Friedens aufrecht zu bemühen und es ist gewiß nicht seine Schuld, wenn die Bedingungen für Spanien nicht milder ausgefallen sind.

Nun wird Frankreich den Spaniern aber auch weiter helfen wollen. Es wird ihm eine neue große Anleihe beschaffen und ihm auch sonst unter die Arme greifen müssen. Spanien hat immer noch reichliche Quellen; sie müssen nur erschlossen und verwertet werden. Der Spanier ist dazu nicht im Stande; also fällt die Aufgabe naturgemäß dem Ausländer anheim, und Frankreich ist der Nächste dazu. Man spricht schon davon, daß die reichen Veranerkte von Almaden das Pfandobjekt für Frankreich abgeben werden. Dadurch wird Spanien noch mehr abhängig von Frankreich als es bisher schon war, und da die absolute politische Schwäche Spaniens jetzt offenkundig ist, so wird sich die Abhängigkeit Spaniens bald auch auf politischem Gebiete zeigen. Es gibt eine Stelle, wo Spanien bisher als gleichberechtigter mit Frankreich angesehen wurde; diese Stelle heißt Marokko. Um so viel schwächer Spanien jetzt geworden ist, um so viel stärker wird an dieser Stelle Frankreich. Das Ausrollen der marokkanischen Frage durch Frankreich dürfte daher eine der nächsten Folgen des spanisch-amerikanischen Krieges sein.

Spanien geht also einer trüben Zukunft entgegen. Die politische-militärische Niederlage in dem letzten beendeten Kriege wird voraussichtlich weitere Niederlagen im Gefolge haben und am Ende des finanziellen Niederganges steht entweder der Bankrott oder das französische Kuratel, vielleicht sogar beides. Kann jemand Spanien vor diesem Schicksal retten? Nur die Spanien selbst könnten es, aber sie werden es schwerlich thun; sie werden vielleicht ihr Land durch Bürgerkriege noch raider dem Abgrunde zuführen. Da gilt für uns Andere das treffende Wort, das vor Zeiten in Judäa gesprochen worden ist: Man soll die Töbten ihre Töbten bestrafen lassen!